

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 2721. Sprechstunde: 6-7 Uhr abends.

Anzerate werden die 5spaltige Zeilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Anzeraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgehende Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Beschriftung 8-12 und 2-7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Buntepolitiker.

Leipzig, 9. Mai.

Aus parlamentarischen Kreisen wird uns geschrieben: Zu Ende der parlamentarischen Saison haben sich die Herren Junker noch einmal recht maßig gemacht. Die Angriffe des Grafen Mirbach gegen das allgemeine Wahlrecht im preussischen Herrenhaus zeigen, wohin die Reaktionen steuern. Früher empfahl Graf Mirbach, das allgemeine Wahlrecht durch einen Staatsstreik zu besetzen. Da er für diese sublimen Idee keine Gegenliebe fand, so empfiehlt er jetzt, das allgemeine Wahlrecht gegen Diäten zu verschandern. Dieser Gedanke ist echt „kavaliermäßig“, aber nicht neu, und wenn die Sache so leicht ginge, so hätte sie gewisse „Angehänger“ schon längst versucht. Wohl verwies ein Minister den staatsstreiklustigen und wahrheitsfeindlichen Grafen darauf, daß das preussische Herrenhaus, diese Versteinerung aus der Reaktionszeit, über das Reichswahlrecht nicht zu befinden hat. Aber muß es die Reaktionen aller Schattierungen nicht ermutigen, wenn im preussischen Abgeordnetenhaus ein anderer Minister sagt, in Sachen des Vereinsgesetzes stünde er noch auf den Anschauungen des Jahres 1850?

Man denke — 1850!

Damals war eben die aufständische Demokratie mit Waffengewalt niedergeworfen worden am Rhein und in Westfalen, in Schlesien, in Sachsen, in der Pfalz und in Baden. Der Boden Deutschlands war noch revolutionsheiß; die vielen Standrechtsschlüsse waren kaum verfallt und einzelne erkörnten noch. In Preußen waren die Verfassung und das Dreiklassenwahlsystem durch einen Staatsstreik von oben octroyiert worden. Das Vereinsgesetz mit dem nun endlich abgeschafften Verbindungsverbot schloß sich würdig an und nun kommt heute ein preussischer Minister nach 52 Jahren und erklärt, er stehe genau noch auf dem Standpunkt von damals!

Und dieser Herr Minister erlaubt den Frauen, in politischen Vereinen „zuzuhören“, unter der Bedingung, daß dies Zugeständnis nicht „mißbraucht“ wird. O, welch großartiges Zugeständnis! Ganz auf der Höhe der preussischen Polizei. Und wenn die Frauen nicht artig sind, dann wird das „Zugeständnis“ wieder zurückgenommen. Also . . . !

Da ist es kein Wunder, wenn die Junker wieder einmal Morgenluft wittern. Sie wissen auch, daß je ungebärdiger sie auftreten, um so sanfter die Regierung ihnen entgegenkommt. Und in der That, es war, mit dem biblischen Ausdruck zu reden, ein sanftes Säufeln, das vom Grafen Wilow ausging, als er die Zuckerverdebatte eröffnete. Ein gesundes Donnerwetter wäre da eher am Platze gewesen.

Zu der Dreistigkeit im Schreien nach politischer Reaktion gefellte sich bei den Junkern eine nur bei dieser Klasse vorhandene Rücksichtslosigkeit, und hier, wenn es sich um ihren

materiellen Vorteil handelt. Im Bunde mit den Zuckerinteressenten jeglicher Art haben sie jetzt der Regierung ein Weitz zu stellen gesucht wegen des Abschlusses der Brüsseler Zuckerkonvention. Jeder Mensch, der nicht Zuckerverwucher oder Zuckerkartellist ist, mußte mit Freuden den Brüsseler Beschluß begrüßen, der endlich die Befreiung der Zuckerprämien in Aussicht stellte. Die Zuckerbarone aber schrien, man habe sich von England überborteilen lassen. Tatsächlich bezogen die Engländer bisher den deutschen Zucker billiger als die Deutschen selbst; so weit hatten es die Preistreibererien des Zuckerringes unter der Prämienwirtschaft gebracht. Dreißig Millionen Zuckerprämien sind im letzten Jahre bezahlt worden. Das neue Zuckersteuergesetz, das dem Reichstage vorliegt, will die Zuckersteuer ermäßigen und dadurch den Konsum heben; so hofft man der Zuckerindustrie eine bessere Entwicklung zu garantieren, als durch die ungesunde Prämienwirtschaft. Aber der Zuckerring und seine Anhänger wollen noch eine Weile mit Scheffeln schöpfen aus dem Vorne, der ihnen so viele Hundert Millionen geliefert hat; die Interessen des Volkes sind diesen Leuten ganz gleichgültig. Der Zuckerverwucher ist an sich ebenso schlimm als der Brotverwucher. Darum sind es auch die „Erdelsten und Besten“, die sich so sehr dafür ins Zeug legen.

Bekanntlich ist die Branntweinsteuervorlage im vorigen Jahr nicht zu stande gekommen, weil die Linke den junkerlichen Schnapsbrennern nicht den Gefallen that, ihnen ein beschlußfähiges Haus herzustellen, und weil die Herren Agrarier in hergebrachten Schlandrian sich auf die Gutmütigkeit der Linken verlassen hatten. Nun aber brannte ihnen die Sache auf die Nägele; sie hätten nun die Verlagerung der Branntwein-Liebesgabe noch sich sichern, die Erledigung der Zuckerverordnungen aber auf die lange Bank schieben mögen. Dieser Versuch ist ihnen freilich diesmal noch vorbeigeklungen.

Der Einfluß des mächtigen Zuckerringes bestimmt die Taktik der Reaktionen und das Centrum scheint ganz willig dabei Heresfolge zu leisten. Mögen die Gröber, Hertling, Wachem und Genossen nur so fortfahren; die entschuldigsten Feinde des Centrums könnten auch nicht eifriger dabei sein, dem Volke den volksfeindlichen Charakter der Centrumpartei zu enthüllen, als jene „Staatsmänner“ es thun.

Graf Wilow hat bewiesen, daß er seine Agrarier immer noch nicht kennt. Statt in flammenden Worten den Abgrund zu zeigen, an den die selbstfürchtige Politik der Agrarier das deutsche Reich drängt, hat er die trotigen „Mitter“ angefleht, doch nachzugeben. Das werden sie ganz gewiß nicht thun, sie werden unentwegt alle Kräfte versuchen, um noch so viel einzuheimsen, als nur möglich ist.

Wein Volltarif kann man sehen, wie weit die ungezügelte Begehrlichkeit der Agrarier über die Wünsche der Regierung hinausgeht und wie ungezogen „die besten Stützen von Thron und Altar“ gleich eine Regierung be-

handeln, wenn sie sich ihren anmaßenden Wünschen nicht fügen will; beim Kanal sah man das Gleiche. Jetzt haben die Herren nicht das mindeste Bedenken, eine Regierung in die peinlichste Verlegenheit zu stürzen, nur weil sie noch Vorteile aus einem möglichst langen Bestand der bisherigen Zuckersteuergesetzgebung zu ziehen hoffen. Die Regierung hat auf der Brüsseler Konvention gewissermaßen ihr Ansehen verpfändet. Ob sie es wieder einlösen kann, was kümmert das die Junker?

Wir haben nicht die Sache der Regierung zu führen; sie ist Trägerin eines Systems, das wir aufs äußerste bekämpfen. Was wir sagen, soll nur zur Charakteristik der Junker dienen, deren Art es sonst ist, sich als die besten Stützen staatlicher Ordnung zu rühmen und den Kampf gegen den „Umschwung“ fanatisch zu betreiben.

Dabei muß allerdings im Auge behalten werden, daß das Vorgehen der Regierung in diesem speziellen Falle zwar nicht unseren Wünschen entspricht, daß es aber doch eine Situation schaffen will, die der bisherigen gegenüber eine Wohlthat bedeuten und dem Zuckerverwucher bestimmte Grenzen ziehen würde.

Die Sache hat noch eine interessante Seite. Man wird sehen, wie stark der politische Einfluß der Ringe und Syndikate bereits geworden ist. Gelingt es dem Zuckerring, eine Verschleppung in der Zuckersteuerfrage zu bewirken, so wäre das allerdings ein sehr bedenkliches Zeichen.

Aber wenn auch die Regierung schwach ist gegenüber dem anmaßenden Junkertum — das Volk wird die entsprechenden Lehren aus diesen Dingen ziehen. Darauf können sich beide Teile verlassen.

Politische Uebersicht.

Eine diplomatische Ceremonie.

Im ganzen Jahre einmal und dies eine Mal zwei Tage lang hat sich der jeweilige Minister des Aeußern in Oesterreich-Ungarn einer sogenannten Vertretung des österreichisch-ungarischen Volkes gegenüber über die auswärtige Politik zu verbreiten. Diese im habsburgischen Kaiserstaat fast unerhörte Konzeption an konstitutionelle Mären ist bedingt durch den Dualismus der Monarchie; Oesterreich und Ungarn treten in diesen Tagen, jedes als halbsouveräner Staat und jedes mit einer gesonderten Vertretung, Delegation geheißen, auf, um in getrennten Sitzungen das gemeinsame Budget zu beschließen. Dieser Akt vollzieht sich stets programmäßig in stereotyper Einformigkeit; der jeweilige Staatsmann, der die auswärtigen Beziehungen des Kaiserstaates leitet, entwickelt den Delegationen in schwerfälliger Feierlichkeit ein „Exposé“ von diplomatischer Inhaltslosigkeit; ein jungtchechischer Führer spielt etwas Opposition und ein deutschliberaler Sprecher unterlützt die Politik der Regierung. Das alles hat man, seit der Dreibund besteht, schon so oft erlebt, daß die Welt die Reden, die da gehalten werden, schon ebenso gut auswendig kennt, als die Herren Redner selbst.

Seniileton.

Nachdruck verboten.

Niobe.

Roman aus der Gegenwart von Jonas Lie.

Frau Wente blickte in des Sohnes, von den Genüssen des Tages etwas verschommene Züge. Die Junge war ihm schwer und wollte nicht recht gehorchen, wenn er so eifrig redete.

„Ja, das thut gut! — Dies Gläschen ist wie ein blanker Deckelknopf, der oben auf all den Gläsern und Krügen von zweifelhafter Güte thront, Mutter. — — — — — Um alles in der Welt möchte ich Dich nicht in solcher Situation sehen. . . . Die Welt ist nicht immer angenehm, Du. . . . Ich werde jetzt vor Weihnachten Sparkassen- direktor — möchte Dir aber nicht erzählen, was ich alles habe thun müssen, um dahin zu gelangen. — nein, wahrlich nicht, Mutter. Du kannst Dir ja wohl denken, daß ich kein Verbrechen begangen, aber siehst Du, da giebt es so manches, das.“ — er atmete die Luft durch die Nase ein, als riede er etwas — „das trocknen nicht mit der Tugend übereinstimmt, — nicht so ganz hoch sein, korrekt und comeille ist. Ja, siehst Du, nun gerade heraus, die Wahrheit zu sagen, aber Du sollst Vater es nicht erzählen, versprich es mir! Die Ankunft des Telegramms, ich denke, Du merktest mir nichts Besonderliches an, war so schlimm, daß es nicht schlimmer hätte werden können, wenn auch der Teufel selbst es erfunden hätte. . . . Ich dachte sofort, der Bankchef habe von guten Freunden dies und das in Erfahrung gebracht.

„Und ich mußte bei seiner Ankunft 3700 Kronen in der Tasche haben, da half kein Strauben. . . . Die Bank besah meine Quittung, die Summe war an die Kasse der Waldcompagnie eingezahlt worden; ich hätte sie absenden sollen. Aber Du begreifst wohl, in einem Geschäft wie dem meinigen muß eine Hand die andere waschen, — Löhne und Abzüge und dergleichen.

„Auf der Stelle 3700 Kronen! — oder — ja, es war dieses „oder“, um welches es sich handelte. Hätte der Bureau auch nur den leisesten Verdacht geschöpft, dann würde er alles durchschnüffelt haben von einem Ende zum anderen.

„Es gab keinen anderen Ausweg; ich mußte zu Simonsen hin, peitschte auf das Pferd los. . . . „Drei Tausend sieben Hundert Kronen, Simonsen, auf acht Tage — nur so lange, bis ich in der Stadt gewesen bin. Mein ganzer Blankenstapel als Gewährleistung und Unterpfand.

„Du — das hielt schwer; aber — es ging.

„Und dann nach Haus gestürzt. . . . „Galanter Wirt, Thekla in Wichs, — überlegen würdige Matrone, und dazu gleichsam noch verwandt, siehst Du. . . . Aber ich nachher im Comptoir mich wie ein Wolf um die Zinsen gerissen, so daß er zuletzt ganz rot im Kopfe ward und mir zurief, daß ihm in seinem ganzen Leben noch nicht so zugesetzt worden sei. Er bekam ordentlich Respekt. . . . Ja, was Sie für die anderen sind, das sind Sie für mich auch, — sagte der Bankdirektor. Sie werden noch ein reicher Mann. . . .“

In Frau Wentes Antlitz zeigten sich Falten und sie goß so viel heißes Wasser in das Glas des Sohnes, daß es überlief.

„Bin ich es, oder bist Du es, Mutter, die heute abend

nicht recht balancieren kann,“ plauderte er, „ein bißchen unsicher, nicht wahr? Hier muß viel Wasser fortgegossen werden, Du, so — half and half — damit behilft man sich.“ Er schmeckte wiederholt den Grog, während er hinausging.

Frau Waarvig stand neben der Speisekammerbank. Sie bewegte sich unruhig hin und her und atmete tief, mühsam.

„Mir scheint, dies ist auf dem besten Wege, das zu werden, was man Schwindel nennt. . . .“

Sie rang die Hände. — „Armer, armer Junge, Du bist schon viel zu weit gegangen, als daß Deine Mutter Dir noch helfen könnte. Das durch das Fenster hineinfallende Dämmerlicht des Juliabends beleuchtete ihr sorgenvolles, bewegtes Antlitz. . . .“

Leichte, hastige Schritte näherten sich und Bertha streckte den Kopf zur Speisekammerthür hinein. „Barberg ist schon gegangen, Mutter! Ich glaube, er hatte genug davon, nur so Luft zu sein. Minka ist ganz und gar von Finsland in Anspruch genommen,“ fuhr sie redselig fort, „nur Finsland. . . . Sie sah Barberg überhaupt nicht vor diesem Dichter. Sie schweben in höheren Regionen. Und diese Begeisterung über sein merkwürdiges Gedicht, welches Endre singt. Barberg verließ gleich nach dem das Haus. . . .“

Während die Tochter so plauderte, nahm Frau Wentes Antlitz mehr und mehr einen gereizten Ausdruck an.

Dies war der Tropfen, der den Kelch überfließen machte und in ihre Züge trat plötzlich etwas Verzweifletes, Rasendes, das sich in einer blitschnellen, schallenden Ohrfeige Luft machte.